

Aus "Erinnerungen an England" (1897-1912)

Autor(en): **Kassner, Rudolf**

Objektyp: **Article**

Zeitschrift: **Neue Schweizer Rundschau**

Band (Jahr): **16 (1948-1949)**

Heft 9

PDF erstellt am: **21.08.2024**

Persistenter Link: <https://doi.org/10.5169/seals-759543>

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Inhalten der Zeitschriften. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern.

Die auf der Plattform e-periodica veröffentlichten Dokumente stehen für nicht-kommerzielle Zwecke in Lehre und Forschung sowie für die private Nutzung frei zur Verfügung. Einzelne Dateien oder Ausdrucke aus diesem Angebot können zusammen mit diesen Nutzungsbedingungen und den korrekten Herkunftsbezeichnungen weitergegeben werden.

Das Veröffentlichen von Bildern in Print- und Online-Publikationen ist nur mit vorheriger Genehmigung der Rechteinhaber erlaubt. Die systematische Speicherung von Teilen des elektronischen Angebots auf anderen Servern bedarf ebenfalls des schriftlichen Einverständnisses der Rechteinhaber.

Haftungsausschluss

Alle Angaben erfolgen ohne Gewähr für Vollständigkeit oder Richtigkeit. Es wird keine Haftung übernommen für Schäden durch die Verwendung von Informationen aus diesem Online-Angebot oder durch das Fehlen von Informationen. Dies gilt auch für Inhalte Dritter, die über dieses Angebot zugänglich sind.

AUS «ERINNERUNGEN AN ENGLAND»
(1897—1912)

VON RUDOLF KASSNER

Präludium: Abschied

Den Herbst 1912 verbrachte ich in England, den größten Teil davon in London, ein paar Tage in Cambridge, wo ich, durch Briefe von Lord Lytton, dem Enkel Bulwer Lyttons, Sohn des Vizekönigs von Indien, einem ehemaligen Mitglied des Trinity College, empfohlen, im letzteren aufs gastlichste aufgenommen wurde. Beim Dinner in der Hall, zusammen mit Professoren, Fellows und Studenten, saß ich neben J. J. Thomson, dem bedeutenden Physiker, Nobelpreisträger, dem die Studenten allerlei Zerstreutheiten ebenso nachsagten, wie solche seinerzeit Isaak Newton, dem berühmtesten von den vielen berühmten Mitgliedern des College, nachgesagt wurden. Er soll, hieß es, gelegentlich des Morgens nur auf einer Seite rasiert in den Hörsaal kommen und ähnliches mehr. Ich wurde nichts dergleichen an ihm gewahr, er sprach vom Balkankrieg, der gerade ausgebrochen war; gleich den meisten Engländern stand er auf der Seite der Türken und sah voraus, daß im Fall einer türkischen Niederlage die Sieger übereinander herfallen würden und es da und dort zu Sandwich-Situationen, wie er sich ausdrückte, kommen müßte.

Nach dem Essen wurde ich in das sogenannte *Combination-room* geführt; in einem schönen holzgetäfelten Raum saß man um einen langen braunen Mahagonitisch herum, als Gast hatte ich den Platz neben dem Master of Trinity, Mr. Butler, einem im ganzen Königreich gerühmten Mann; die Flasche mit sehr altem Portwein ging von Hand zu Hand dem Lauf der Sonne nach von links nach rechts; der umgekehrte Weg wird nicht zugelassen, ist nicht denkbar. Man hatte sich damals, wie wohl auch heute noch, in den beiden Universitätsstädten genau an gewisse Regeln zu halten. Als ich einen Freund in London fragte, ob ich mein graues Jaquette nach Cambridge mitnehmen solle, es sei neu und schön, riß er entsetzt die Augen auf; an so etwas, Zylinder und so weiter, dürfe in Oxford und Cambridge gar nicht gedacht werden, meine London-cloths solle ich nur schön zu Hause lassen, nur der Frack sei für gewisse Gelegenheiten, das Diner beim Vizekanzler am Samstagabend, zugelassen. Mr. Butler sprach zu mir von den vielen berühmten Schülern des College durch die Jahrhun-

derte hindurch. Mir fiel auf, daß er nie *berühmt* sagte, sondern *distinguished*, was mir sehr englisch vorkam. So redete er vom Astronomen Darwin, dem Sohn des großen Naturforschers, als *distinguished son of a distinguished father*. Berühmt war das College, das genügte, vielleicht auch noch Newton.

Nach einigen Runden der Portweinflasche verabschiedeten wir uns vom Master, und es ging wiederum ein Stockwerk höher ans Rauchen. Dazu war vielleicht nur heute das Studierzimmer eines Professors des Griechischen auserkoren, ich entsinne mich nicht mehr seines Namens, weiß nur, daß er, die Pfeife im Mund, den um sich Versammelten auseinandersetzte, wie er ein Romanfragment aus dem Nachlaß von Dickens fortzusetzen und zu vollenden gedächte.

Das ist in wenigen Worten das Wichtigste von dem, was ich in Cambridge erlebte. Als ich bald darauf im November, von England scheidend, von Folkestone aus über den Kanal zur holländischen Küste hin fuhr, lag die Nacht auf dem Meer, warm und feucht, zahllose Lichter flimmerten von beiden Küsten her, von den Schiffen, die das Wasser durchschnitten, den Fischerbooten; ich blieb wie von einem Zauber eingefangen die ganze Nacht über auf Deck, dachte gar nicht daran, in meine Kabine hinunterzusteigen. Schon in London am Bahnhof war mir eine Menge wilder Gestalten aufgefallen, zu den Waggons hin stampfend, Gepäck aller Art auf den Schultern, braune Blechkoffer, Säcke, Körbe, mit rauhen Stimmen sich untereinander verständigend. Es waren Bulgaren, aus Fabriken in England da und dort kommend, zur Musterung in die Heimat eilend, wo es Krieg gab. Ich höre jetzt ihre Stimmen unten im Schiffsraum. Auch sie wachen gleich mir, am Boden hingestreckt, an ihre Koffer oder Kleiderbinkel gelehnt. Etwas verbindet mich mit ihnen, das fühle ich. Und ich fühle ferner, ich weiß es, daß ich den Weg, den ich jetzt nehme in dieser warmen, zaubervollen Nacht, lange nicht, vielleicht niemals mehr zurückkehren werde, wie es bis heute wenigstens, da ich es niederschreibe, in der Tat geschehen ist. Was für mich damals mancherlei bedeutete, da ich zuweilen mit dem Gedanken gespielt hatte, mich in England für lange Zeit niederzulassen, so vertraut und lieb war mir das Land geworden. Ich war Oesterreicher des alten Kaiserreiches, fühlte mich als solchen trotz meiner Bewunderung und Liebe für England, der Krieg im Balkan ging mein Vaterland mehr an als jedes andere von denen, die nicht in den Krieg verwickelt waren, galt letztlich seinem Ende, seiner Zerstörung. So, wie ich jetzt dastand, in die Ferne blickend und voll Ahnung, fuhr ich einer Wirrnis entgegen, in viel zuviel Geschichte auf einmal, in Widriges, das auf all den Glanz, Reichtum, die Sorglosigkeit und den Leichtsinne der letzten

Jahre vor dem großen Kriege folgen und schließlich nach Jahren im ganz und gar Schauerhaften, ja Infamen enden sollte.

Wenn ich des zunächst Kommenden gedenke, sooft ich es tue, fällt mir stets zusammen damit als erstes das eine ein, höre ich es, höre mit Ohren den Marschschritt von Truppen, Infanterie, nächtlings durch die Straßen Wiens von einem Bahnhof zum andern, höre das Getrappel von Pferdehufen auf dem Steinpflaster des Vororts, wo ich wohne. Die Regimenter werden nach unseren Grenzen im Süden gebracht. In den beiden Wintern, die vor dem Kriege lagen. Wird es dazu kommen?

Sooft ich davon aufwachte nachts — um die Bevölkerung der Stadt nicht zu beunruhigen, ging das Marschieren durch die Bezirke stets in der Nacht vor sich; im Laufe der kommenden Jahre freilich hatte sich dieselbe Bevölkerung noch an ganz andere Dinge, aus derselben Wurzel stammend, zu gewöhnen — sooft ich also von den Marschschritten der Soldaten und dem Getrappel der Pferde geweckt wurde, fielen mir regelmäßig jene anderen Transporte ein, die gleichfalls nur während der Nacht vorgenommen wurden nach einem alten Zeremoniell der Habsburgerreiche, mein Ohr vernahm dann denselben Hufschlag auf dem Steinpflaster, sooft die Leiche eines Mitglieds des Kaiserhauses vom Bahnhof in die Hofburg geleitet wurde und ihr die Garde voranritt und Dragoner folgten. Das eine fiel mir, wie gesagt, beim anderen ein, aus großer zeitlicher Entfernung höre ich es heute als eines und denke es zusammen.

Dalston

Fünfzehn Jahre vorher, vor dieser für mich so entscheidenden Rückfahrt, im Sommer 1897 — ich hatte meine Studien hinter mir, den Doktor gemacht und so weiter —, bin ich das erstemal an Englands Küste gelandet. In Harwich. Es war für mich ein bedeutungsvoller Tag. Jahre hindurch hatte ich mir nichts Köstlicheres vorzustellen vermocht, als am Ufer eines schottischen Sees im Nebel spazierenzugehen. Es mußte Nebel sein, die Vorstellung, der Traum davon, kam mir wohl von den heißen, trockenen Sommern der mährischen Heimat. Mein Englisch hatte ich hauptsächlich aus Shakespeare, wovon die unmittelbare Folge war, daß die einfachste Konversation mit einem den Verkehr regelnden Policeman schnell ins Stocken geriet. Ich hatte keine empfehlenden Briefe in der Tasche, nicht einen; die Familie, bei der ich wohnen und verköstigt werden sollte, war vorher durch einen Vermittler, einen Wiener Studenten, avisiert worden, das war alles. Und das ist nicht glanzvoll, sondern

war in Wirklichkeit so, daß Mr. Clitherow mir am Perron des Bahnhofs Liverpoolstreet entgegentrat, den Bowler in der Hand, während Zug auf Zug — es war acht Uhr morgens — in die Riesenhalle sauste, Männer mit Regenschirmen und Zeitungen in der Hand ausspeiend, die alle in die City über die vielen Treppen hinauf jagten. Mr. Clitherow hatte seinen Bowler auf eine schöne Art gezogen, erinnere ich mich, auf eine stumme, stumm freundliche, einsichtige, da er schnell zu erfassen schien, daß mein Englisch, von Shakespeare wie gesagt kommend, yorerst sich noch nicht als sehr gebrauchsfähig erweisen und ich, dem man zu allem dazu noch die Seekrankheit nach der Ueberfahrt ansehen mußte, im Augenblick des Gedränges schon gar nicht die einfachsten Worte finden dürfte. Mr. Clitherow war, wie er mir später mehr als einmal erzählte, in frühen Tagen Mitglied, kein sehr prominentes, einer Wandertruppe gewesen. Einmal hatte er auf der Bühne den Giftbecher einem Todgeweihten zu reichen, glitt dabei aus und fiel so hin, daß der Becher, Leere ausgießend, in den Orchesterraum rollte. Damit war das Ende seiner Bühnenkarriere gegeben und die Laufbahn in das Geschäftsleben eröffnet, worin er es damals zu einem Headclerk (Buchhalter) in einer großen Tabakfabrik gebracht hatte. Immerhin mag er noch aus seiner theatralischen Vergangenheit die lustige, höchst artikulierte Art gehabt haben, mit welcher er mich, der jetzt einem Verirrten gleich, mitten unter Tausenden von Eiligen, stumm Stoßenden, empfing. Es war die sprachlose Begrüßungsszene eines total Fremden mit einem ebenso Fremden. Neben ihm stand Tom, der Sohn, stumpfnäsiger, eine Mütze am Kopf, ohne jede Theatralik, ein angehender, hieß es, Kricketchampion von wenig Worten, der hatte mich jetzt gleich in einem der vielen zurücklaufenden Vorortzüge, vielfach über die Dächer der Stadt hinweg, nach Dalston zu bringen im Norden Londons, wo ich mich nun für nicht viel weniger als ein Jahr meines Lebens einrichten sollte.

Dalston war nicht elegant, galt auch keinesfalls dafür, manches darin konnte einem Anspruchsvollen schauerlich erscheinen, freilich nicht mir, der ich guten Willens hergekommen war und einstweilen alles richtig fand und als gegeben hinnahm. Als Jahre darauf mein Buch über die englischen Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, darunter einige zur sogenannten ästhetischen Schule gehörig, auch in Londoner literarischen Kreisen bekannt geworden war, wies ein junger Aesthet zu Hermann von Keyserling mit dem Finger hin auf den üblen Punkt inmitten eines Plans von London, wo ich gewohnt hätte, mein Buch konzipierend oder, wie er meinte, schreibend. Er tat es mit dem Gefühl, gemischt aus Mitleid und Hohn, mit der Meinung, nur ein Mann der deutschen Sprache brächte so etwas

zuwege, in einer so schäbigen Umgebung sich über so schöne Dinge wie Gedichte von Keats, Swinburne und so weiter Gedanken zu machen. Nun war ich aber in keinem Augenblick meines Lebens ein Aesthet gewesen und konnte somit nicht wissen, daß man, über schöne Dinge denkend, nicht in Dalston leben dürfe.

Es war gewiß, wie gesagt, manches Schaurige um Dalston herum, aber ich blieb und suchte von dort aus London zu gewinnen, nicht die Gesellschaft, Förderung oder Annehmlichkeiten durch dieselbe oder in ihr, nein, ich suchte von dort aus London mir, meinem Gemüte, einzuverleiben, was anfangs nicht ganz leicht war, mir aber schließlich doch so gelang, daß mir heute, nach einem halben Jahrhundert, diese oft recht finsternen Monate einer großen Einsamkeit zu den wichtigsten, in mancher Hinsicht kostbarsten meines Lebens gehören und ich mich ihrer mit mehr Innigkeit, ja Dankbarkeit erinnere als anderer, auf denen mehr Glanz zu liegen schien.

Spaziergänge in London

Ich kannte an manchen Tagen kein größeres Vergnügen, als auf dem Dach einer Pferdebahn oder eines von drei Pferden gezogenen Omnibus die gewaltige Stadt nach allen Himmelsrichtungen zu durchqueren. Auf sehr langen Spaziergängen passierte es mir zuweilen ganz unversehens, daß ich aus dem Weichbild der Stadt im Norden herausgeriet ins offene Land ohne Baugründe und dergleichen. Das hatte jedesmal etwas von einer plötzlichen Verzauberung, vergleichbar jener an den Mündungen großer Ströme.

Es ist Samstag abends, ich komme aus dem Lesesaal des British Museum; oben auf dem Dach der Trambahn sitzend, fahre ich die endlose Essexroad hinauf dem Norden der Stadt zu. Ein gelber, nasser, nach Schwefel stinkender Nebel hüllt die Häuser und Menschen ein. Längs der Straße zu beiden Seiten sind Buden errichtet, von rauchenden Fackeln beleuchtet, eine Bude dicht an die andere gereiht, hier wird das Fleisch für den Sonntag ausgebaut, Rücken, Keulen, noch blutende, von Rindern und Schafen; Truthühner, Gänse hängen herunter, die Trottoirs sind mit Menschen bedeckt, die aufrufen, handeln, kaufen, mit gefüllten Handtaschen und Körben abziehen, müßigen, die stehenbleiben, Burschen mit Mützen, in ihrer Mitte Mädchen mit sehr breiten schwarzen Federhüten, unter welchen Gesichter mit oft auffallend weichen Zügen vor sich hinsehen. Ohne so einen breiten schwarzen Federhut verläßt ein Londoner Mädchen aus dem Volke nicht das Haus der Dienstgeber oder Eltern.

In den ersten warmen Frühlingstagen liegen auf weiten einge-

zäunten Rasenflächen, worauf den Tag über Schafe weiden in den Bezirken der Vorstädte, Kleiderhaufen in Mengen ausgestreut am späten Abend bis hinein in die Nacht, es sind Liebespaare, in Plaids oder lange Röcke eingehüllt, sich ihrer Geborgenheit freuend. Der Vorbeigehende auf den Wegen, welche solche Downs durchschneiden, hört wohl zuweilen ein Flüstern, sonst keinen Laut; ein stilles Uebereinkommen herrscht, daß ein Einzelgänger hier nichts weiter zu suchen habe. Es geht hier freilich nicht ganz so zu wie in William Blakes Lied:

*«Where lambs have nibbled, silent move
The feet of angels bright . . .»*

Das ist damals ein häufiger Anblick gewesen nachts in den Verkehrsstraßen Londons, in der Oxfordstreet etwa, so ein Kleiderhaufen am Trottoir, an die Wand eines Hauses geschoben, ein Mensch, der kein Heim hat und sich diese Stelle am Pflaster aussucht; Mädchen gehen vorbei, Schwestern der Anne aus Thomas Quinceys Memoiren eines Opiumessers, Schwestern im Leid, ein Polizeimann bleibt einen Augenblick davor stehen, geht seinen Gang weiter. Nicht stören, dort nicht das Glück, hier nicht das Unglück. Es herrscht überall so viel stille Vereinbarung in London. Auf allen Gebieten. Es ist, als ob das Ganze zunächst davon zusammengehalten würde, keine Fugen aufweisend. Ich gehe am Sonntagnachmittag durch die Gassen in Dalston, ein Untergrundbahnhof, im Schatten des Eingangs ein oder zwei Mädchen, hier ist ihnen erlaubt, zu stehen und zu warten, bis einer vorbeikommt und unauffällig winkt. Wieder die großen schwarzen Federhüte, darunter ein schlecht geschminktes Gesicht. Im Haus daneben erblicke ich durch ein verstaubtes Fenster Männer und Frauen um einen Tisch versammelt, in Bücher vor sich schauen, die Lippen bewegen. Einer unter ihnen erhebt sich und hält eine Ansprache, sie sehen von den Büchern vor sich auf, Mitglieder einer Sekte, die Sonntags diesen Raum für ihre Andachtsstunden gemietet hat. Plötzlich ertönt Musik hinter mir, Bläser, Fahnen im Nebel, ein Trupp von Menschen, Frauen und Männer durcheinander, überschreiten dort die Straße, in welche die kleine Gasse mit den Andächtigen hinter den verstaubten Fenstern mündet. Die Heilsarmee zieht aus einem Park in einen anderen, um ihre Sonntag-Meetings fortzusetzen. Dort treten dann Männer auf, Frauen, der Reihe nach, von überallher aus den Kolonien, eines Negers erinnere ich mich noch, aus Trinidad, erzählen von einem verfehlten Leben und der Rettung durch General Booth. Die Versammlung wird abgebrochen, man reiht sich schnell ein, die Fahnen werden geschwungen, wiederum das Blech der Bläser, die falsch blasen, scheußlich falsch, was aber ganz stimmt: zum nassen Nebel, zu den Sünden, zum Neger aus Trinidad mitten

unter den Weißen, zu allem. Welcher Ernst in den Gesichtern der Bekennenden und der Zuhörenden! Nie ein Lächeln, ein ironisches Verziehen der Mundwinkel, ein Seitenblick.

Die Straße zum Rennplatz in Brighton hoch über dem Meer. Rechter und linker Seite lange Bibelsprüche mit weithin sichtbaren Buchstaben auf Tafeln gedruckt oder geschrieben gegen das Spiel und die Wetten, dazwischen hastende Menschen zu Fuß oder in Cabs, keiner sieht nach rechts oder links, sich um die Mahnungen kümmernd, von weit ist schon das Geschrei, Gemecker und Gebelfer der Bookmaker zu hören, die zur Sünde des Spiels aufrufen.

Arm und reich

«The poor man has no honour», der Arme hat keine Ehre, ruft Dr. Johnson einmal erregt über den Tisch hinüber zu Boswell, seinem unsterblichen Biographen. Ein harter Satz. Dr. Johnson aber durfte ihn so sagen, wie er in seinem «Leben» steht, denn als viele Jahre vorher dem armen Studenten vom Pembroke College in Oxford, der mit zerrissenen Schuhen herumliefe, einmal ein Mitleidiger ein paar neue vor die Zimmertür stellte, stieß sie Dr. Johnson mit dem Fuß von der Tür weg und trug weiter seine alten.

Als mich einmal ein englischer Journalist fragte, was mir am meisten als typisch englisch vorkomme, wenn ich es mit den wenigsten Worten zu formulieren hätte, gab ich zur Antwort: eine andere Beziehung zu reich und arm, zum Geld. Ein Frühstück in einem der «großen Häuser» in London. *Great houses* war ein genau begrenzter Begriff. Oscar Wilde und Frank Harris stritten einmal darüber, wer von ihnen beiden in mehr von den «großen Häusern» verkehrt hätte. Lord und Lady S. besitzen ein Schloß am Lande, wo König Eduard VII. oft zu Gaste ist. Neben dem Butler von einer Vornehmheit, die einschüchtert, auf je zwei Tischgenossen ein Diener in Livree, ferner ein Chef, von dem man den Namen weiß, Duval oder so, alles also in hohem Grade beruhigend. Die tiefe Stimme der Hausfrau über den Tisch: «Netty, you always seem to forget, that we are poor . . . Yes, if we were Millionaires!» (Der Kontinentale ist leicht geneigt, nicht zu beachten, daß sich die Million stets nur auf Pfund bezieht.)

Ich hatte von früh an gelernt, daß man von Geld nicht redet, besser, daß man nicht sagt, was man habe, nicht sagt, ob man reich oder arm sei. Und ich hatte das, gleichfalls von früh an, auf irgendeine Weise mit der Religion zusammengebracht, mit dem Katholizismus, der mich umgab. Geld war da nicht etwas auf dem

Bankkonto Ausbalanciertes, Auszubalancierendes, sondern ein Ding, dämonischen Mächten unterstehend, ein Magisches, kam mir vor. Schon fünf, zehn, hundert Gulden waren stets zugleich mehr oder weniger als das, was die Münze oder Note mit Ziffern anzeigt, weshalb es für richtig und angemessen gehalten wurde, damit geheimzutun. Auch war Geld immer zugleich etwas Böses, eben weil es gut war und sein Besitz einem so wohltat. Primitive Menschen haben durchwegs diese Beziehung und Auffassung zum und vom Geld. Der Engländer nun, schien mir, hatte sich davon am meisten entfernt; von ihm hat sie der Amerikaner übernommen, der darüber noch hinausgeht. Es liegt nahe, diese Beziehung mit dem Spiel im weitesten Sinne des Worts, auch mit dem Sport in Relation zu setzen und zu sagen, daß sich dahinein, ins Spiel, das Magisch-Dämonische, das Phantastische des Geldes verflüchtigt habe, doch bleibt die Frage damit noch nicht beantwortet, woher sie, woher dieses um so viel in der Form genauere, nettere Verhältnis des Engländers zum Gelde stamme. Ich kam da mit meiner Antwort, wie es nicht anders zu erwarten war, stets auf die Religion zurück, die mir in England auf eine andere Weise ins Leben einzugreifen schien, anders in jedem Fall als bei uns, als in Deutschland und am ganzen Kontinent.

Mich haben nicht viele Dinge so heftig zu erregen vermocht wie Calvins Lehre von der Prädestination, so wie sie England vornehmlich mit Cromwell und den Seinen übernommen hat. Sie schien mir so lange erschütternd, Angst aufjagend im Menschenwesen (nicht anders als die Vorstellung der Hölle beim Katholiken), bis ich nach der Lektüre von Calvins *Institutio* herausfand, daß ich mich vielleicht ob des Erwählungsgedankens mehr geängstigt habe, als ein Calvinist vom üblichen Ausmaß es heute und wohl auch früher selber täte, indem es einem solchen völlig zu genügen scheine zu wissen, ob er in der Gnade sei oder nicht; dazwischen gäbe es nichts, keine Vermittlung, die in Betracht käme und den Menschen hinzuhalten vermöchte. Kurz vor seinem Ende, da manches in der Politik schief zu gehen begann nach einem so glorreichen Anheben, fragte Cromwell den, der ihm zunächst stand am Krankenbett, ob einer, der einmal in der Gnade war, aus ihr herausfallen, sie verlieren könne. Da ihm bedeutet wurde, daß dies nicht möglich sei, ward der Lord Protektor beruhigt.

Ich bin nun der Ansicht, daß dieses genaue Auseinanderhalten von arm und reich (mit nichts, das heißt mit Null dazwischen wie auf einem Bankkonto) auf die ausdrückliche Unterscheidung zwischen dem, der in der Gnade, und dem, der es nicht ist, zurückgeführt werden müsse. Wobei das Entscheidende eben in der Trennung liege, in dem Auseinanderhalten.

Bildung

Ich weiß noch um die große Betroffenheit, in welche mich, zum erstenmal in das enorme Weichbild von London einfahrend, der Anblick der ersten, fernsten Vorstädte versetzte mit den Reihen von gelblich grauen Zweifamilienhäusern, alle wie aus einer Baukastenfabrik geliefert, die kahlen, baumlosen Gassen, gerade oder kurvig, dazwischen hindurch gezogen. Es war nicht abstoßend, aber in hohem Maße reizlos, ja stumpfsinnig. Abstoßend schien mir das Land um die großen Fabrikstädte im Mittelland herum; es gleicht einem Gesicht, das mit einer Krätze behaftet ist.

Es wäre sinnlos, dafür, wie es gelegentlich von seiten englischer Schriftsteller geschieht, für diese Häßlichkeit den Puritanismus verantwortlich zu machen, ihn allein. England hat als erstes Land in Europa den Anprall der Maschine erfahren, das Grauen des «Maschinenwesens», von dem Goethe einmal in seinen letzten Jahren spricht. Es mag viele Ursachen dafür geben, daß England sich anfangs weniger Mühe nahm, sich die Maschine auch einzuverleiben, wie man es später auf die eine oder andere Art tat, da man die mögliche Schönheit derselben zu entdecken und zu explizieren anfang. Vielleicht ist auch etwas Phantasielosigkeit dabei, die Dinge so zu lassen, wie sie sind, eine Maschine Maschine, nichts zu camouflieren. Im englischen Wesen scheint mir das Phantasievolle vom Phantasielosen strenger geschieden zu sein als anderswo, was uns auf das im weitesten Sinn Praktische des Engländers bringt. Es entspricht aber auch dem Puritanertum mit seiner Gnade und Ungnade, die Dinge, wie gesagt, so zu lassen, wie sie sind. Der Puritanismus hatte seine heroische Zeit, seine Epoche der Spannung; als diese nachließ, begann sich die englische Mittelklasse zu formieren, die mit keiner anderen eben um ihres Ursprungs willen so leicht verwechselt werden kann. Sie ermangelt keineswegs des Charakters, ist politisch besser erzogen als irgendeine andere, zeichnet sich aber durch eine gewisse Unbildung aus. Und zwar nicht nur in Geographie. Als geborener Kolonisator wittert der Engländer Geographie, sonst aber geht sie ihn wenig an, was im Einzelfall reizvoll sein mag, bei der Verfassung von Friedensverträgen sich aber höchst desaströs auswirken muß. Meine Hauswirtin hatte Verwandte in Sidney oder Melbourne. Sooft von dort irgendwelche Naturkatastrophen berichtet wurden, fragte sie regelmäßig, ob ich nicht die gleichen Nachrichten aus Wien hätte; sie weigerte sich grundsätzlich, zwischen Australia und Austria weiter zu unterscheiden.

Bildung bedeutet Vermittlung, insofern ist jede Mittelklasse, ist das Bürgertum auf Bildung angewiesen, auf Wissen, Wissenschaft.

Mehr als auf Kunst, wie Ruskin meinte, denn dadurch wurde, wird vielmehr ein Dilettantismus herangezogen, welcher dem Mann der Mittelklasse nicht gut ansteht und ihn verworren macht. An einer Vermittlung im Sinne von Bildung nun ist der englischen Mittelklasse weniger gelegen als der deutschen oder französischen, und insofern geht jenes «den Dingen ihren Lauf lassen», das Matthew Arnold den Non-conformists vorwirft, auf den Puritanismus zurück, auf Cromwell mit dessen Frage, ob einer, der einmal in der Gnade gewesen, aus diesem Zustand herausfallen könne.

Gegen diese Formlosigkeit, das Sichgehenlassen, die Unbildung, sollten sich nun die beiden Universitäten mit ihrem klassischen Bildungsideal, ihrer Anlehnung an die englische Staats- und Hochkirche, diese als Verkörperung, als Formung der *via media* genommen, geltend machen. Darum sind die klassischen Sprachen in England weniger Gegenstand philologischer Akribie als Ausdruck von Humanität, von Süße, *sweetness*, wie Matthew Arnold sich ausdrückt, Ausdruck eines Unschroffen und insofern der Form als solcher, des Katholischen, das jeder Form innewohnt. Man dichtet lateinisch und griechisch, die großen Staatsmänner bis zum ersten Weltkrieg, bis zu welchem mit Geographie als einer Art Witterung noch leidlich auszukommen war, zitieren in ihren Reden öfter Virgil oder Horaz als Shakespeare oder Milton.

Ich glaube, es war R. W. Emerson, der es am Deutschen als höchst unenglisch und darum entsprechend erstaunlich empfand, daß dieser das immer auch gleich sein wolle, was er lehre, daß er sich gerade deshalb weniger an Formen binden zu müssen meine. In der Tat wollten die großen deutschen Philologen im neunzehnten Jahrhundert alle im tiefsten Herzensgrund Römer oder Griechen sein und waren oder wurden darum «Idealisten», weil sie eben «erfahrungsgemäß» nicht Römer oder Griechen sein konnten.

Der englische Philologe hat sich zu allen Zeiten mit dem Christentum verstanden, vielleicht auch darum, weil seine Philologie weniger gründlich war oder er sie aus Deutschland bezog. So ließ sie sich auch leichter mit der Politik vereinen. Eine Figur wie Jowett, der berühmte Master of Balliol in Oxford, wäre in Deutschland unvorstellbar gewesen.

Little Tich

Das Theater war damals nicht gut, was immer die Gründe dafür gewesen sein mögen: die hohe und ernste Kunst des parlamentarisch-politischen Lebens oder andere; es stand aber auch im Kulturbewußtsein der Nation nicht hoch, nicht viel höher als die vielen Musikhalls

in London. In einer derselben, «Oxford» genannt, in der Oxfordstreet gelegen, herrschte durch viele Jahre hindurch saisonweise jener von mir schon oft gepriesene Clown Little Tich, eine ganz und gar viktorianische Kreation dieser Zwerg, der später, nachdem er sich ein Vermögen erworben, im Stadtviertel um die Oxfordstreet herum, wo er sich als Kind armer Eltern auf der Gasse herumgetrieben hatte, Häuser besaß. Es scheint in der Tat, daß ich von Little Tich nicht loskomme, immer fällt mir etwas über ihn ein, das ich für bedeutsam halte, bedeutsam neben manchem, bedeutsamer als die Kunst Sir Henri Irvings, der zur Zeit, da Little Tich im «Oxford» tanzte und seine Lieder nicht so sehr zum Publikum hin wie in seine Tanzschritte hinein sang, am Strand im Lyzeum in den schauderhaften *Bells* herumgestikuliert und schrie. Um aber einmal Little Tich, dessen sich heute wohl nur noch wenige Menschen, darunter André Gide, entsinnen werden, einen Platz in der Geschichte anzuweisen: wie der Wiener Hanswurst aus dem Barock, so kommt Little Tich, der Clown, aus dem Puritanismus, der ja im Viktorianischen dann auslief. Und wie, ferner, der Hanswurst in die Komik Nestroys, so mündet Little Tich in die Kunst Chaplins, der in dem Jahrzehnt der größten Erfolge des Clowns als Sohn eines aus Rußland eingewanderten Juden Kaplan in Whitechapel geboren wurde.

Dieses viktorianische Zeitalter war ein sehr männliches, männlich in einem hohen Grade war der Puritanismus, männlich die im Puritanismus wurzelnde Komik, der Humor eines Swift und Sterne, von dem wir schrittweise, aber unfehlbar zur Komik meines Zwerges aus der Oxfordstreet gelangen müssen, wenn wir des Wegs achten.

In irgendeinem englischen Roman hat einer Bedenken — Onkel Toby im *Tristram Shandy* könnte sie wohl auch haben —, ob es sich schicke, männliche und weibliche Kleidungsstücke in ein und denselben Schrank zu hängen. In der Komik überhaupt, in der des Little Tich im besonderen, spielt das Kostüm, die Herrendress, eine große Rolle, was hier auch so viel heißt, wie daß so ein Wesen wie Little Tich nie nackt ist, eigentlich auch keine Vorstellung von seiner Nacktheit, von irgendeiner, hat, auch nicht nackt auf die Welt kam, also auch darum nichts von nackten Frauen weiß. So ist er das verkörperte Schamgefühl, Scham bis ins Korrekte seiner Kleidung hinein (aus den Schneiderwerkstätten der Savilerow), und singt seine Lieder, darin der Blödsinn mit sich selber ins Spielen gerät, nicht schamlos ins Publikum, sondern züchtig in seine kleinen Tanzfüßchen hinein.

Die Idee einer Balance of power hat bis zum Ende des ersten Weltkrieges bestimmend auf die Geister gewirkt. Sie war beides: englisch und europäisch. Als sie ebenso wie die Goldwährung angezweifelt zu werden begann, indem das Totalitäre in Sicht kam, war man einigermaßen berechtigt, von Europa als einer Halbinsel, einem promontorium, einer Vorlagerung Asiens zu reden. Die Idee der Balance of power stammt, wie man weiß, vom jüngeren Pitt und war gegen Napoleon gerichtet. Im zwanzigsten Jahrhundert hat sie gegen das Totalitäre einen viel zäheren Gegner, als Napoleon es war, Front zu machen. Das Totalitäre deckt sich im gewissen Sinn mit dem Instinktolosen, während die Balance of power Idee und Instinkt zu vereinen sucht. Der Totalitäre wird darum nie heucheln, dafür aber lügen, ja zuletzt, will sagen: in der Not den Unterschied zwischen Wahrheit und Lüge aufzuheben, ja zu leugnen suchen, etwas, was dem Hypokriten ferne liegt.

Als ich 1897 nach England kam, war Oscar Wilde eben aus dem Gefängnis entlassen worden. Sein Prozeß und das, worum er geführt wurde, war aber keineswegs mehr, wie man hätte annehmen können, in aller Mund, o nein! so etwas wäre nicht englisch. Wilde war durch ihn jetzt nicht interessant geworden, wie er es sofort am Kontinent wurde, sondern es war so, daß sein Name nicht ausgesprochen wurde, seine Bücher weder gekauft noch ausgeliehen, seine Stücke nicht gespielt werden durften. Engländer in Dieppe verließen den Speisesaal des Hotels, sooft ihn Wilde betrat, so daß der Wirt ihn ersuchen mußte, auszuziehen. Das war alles sehr arg, gewiß auch dumm, am Kontinent war man entsetzt und erblickte darin den Kampf der Individualität gegen die Gesellschaft im Namen der Freiheit und ähnliches mehr. Nun ist dazu zu bemerken, daß es gerade dieses eine im Grunde nicht oder nur im Gerede der Literaten war. Freiheit ist eine Idee, der Kampf um sie, für sie ein Kampf um Ideen. Um die es hier nicht ging, denn Oscar Wilde adorierte die Gesellschaft mit allem, was dazu gehört, die *great houses* und so weiter. Der Heuchelei, dem Cant dieser Gesellschaft, entspräche dann auch infolge eben dieser Adoration eine gewisse spielerische Unwahrhaftigkeit des Schriftstellers in solchen Büchern wie *De profundis* mit den Vergleichen zwischen Christus und dem platonischen Charmides und allem anderen.

Ich war, ohne irgendwelche Empfehlungen in der Tasche zu haben, nach London gekommen, und die ersten zehn Monate dort, bevor ich nach Oxford ging, gehören zu den einsamsten meines Lebens, was sie mir aber darum nicht weniger teuer macht. Meine längsten Unter-

haltungen, wahre Sprachübungen im Englischen, hatte ich morgens mit dem Schäfer auf den sogenannten Hackney Downs, wohin ich bei jedem Wetter vor der Arbeit meine Schritte lenkte. Und doch wäre ich damals gerne bis zu einigen von den berühmten, viel genannten Dichtern, Schriftstellern vorgedrungen, die später dann in dem von mir vorbereiteten Buch figurieren sollten. Ich hätte gerne A. Ch. Swinburne meine Reverenz bezeugt, trotz dessen wenig freundlicher Gesinnung dem alten Oesterreich, auch allem Deutschen gegenüber, zudem gänzlich taub und am Gängelbände seines Freundes Theodor Watts-Dunton einherschreitend. Swinburne war nahe daran, an Trunksucht zugrunde zu gehen, da griff besagter Watts-Dunton ein und begann das Leben des Freundes nach Stunden zu regulieren: so und soviel für die Lektüre, für die Spaziergänge außerhalb Putneys oder im Park dieses Vororts von London, wo die kleinen Kinder spielen, denen Swinburne so gerne zusah, für die Produktion endlich von Versen, die nach dem glorreichen Beginn ziemlich leer geworden waren. Jemand verglich ihn mit den Paradiesvögeln auf Neu-Guinea, die durch ihr prachtvolles, schweres Gefieder am Fliegen gehindert werden. Den Hintergrund zur Erotik seiner ersten Sammlung der *Poems and Ballads*, einer entschieden genialen Angelegenheit, was immer man sage, bildete, wurde mir erzählt, eine nie erwiderte Liebe zu einer Zirkusreiterin, die dann einen Pricefighter heiratete. Ruskin, diese merkwürdigste Mischung von etwas Bedeutendem mit viel Selbstgerechtigkeit bis zum Mesquinen, wie sie nur das neunzehnte Jahrhundert in seinen Widersprüchen hervorbringen konnte, lebte die letzten Lebensjahre in geistiger Trübung. Aubrey Beardsley lag im Sterben, in ihm war die versteckte, befangene Erotik der präraffaelitischen Metaphern durchgebrochen, aus der Theorie gewissermaßen herausgegangen, frei geworden. Es ist bekannt, daß er nach seinem Uebertritt zum Katholizismus kurz vor dem Tode seine Zeichnungen verbrannt haben wollte.

Einige Jahre nach meinem ersten langen Aufenthalt auf englischem Boden bin ich W. B. Yeats begegnet, mir damals durch seine ingenüösen Blake-Interpretationen geläufiger als durch die eigene Produktion. Wir hatten gemeinsame Freunde, den Blake-Forscher und Sammler Arch. G. Russel und (jetzt Sir) Eric Maclagan, Direktor des Southkensington Museums. Yeats war ein schöner Mann, hatte ein schönes Gesicht, ein verwöhntes, mit einem weichen, nachgiebigen Mund, einem Mund ohne Trotz. Er rezitierte uns zur Harfe altirische Gesänge, auch redete er von Elfen, der Elfenkönigin, die nicht größer sei als ein halber Fingerhut, unter einem Lindenblatt dahinhusche, dem Menschen wohlwolle, übelwolle. Yeats glaubte daran mit der grenzenlosen Imagination des Kelten, er würde vielleicht auch

einmal (in der Not) behauptet haben, einen solchen Elfen gesehen zu haben abends unter gefallenem Laub oder in einem Blumenbeet; die Hauptsache aber ist, daß er daran glaubte, weil er ohne Trotz war wie sein Mund im schönen Gesicht. Wie sein Werk ohne Trotz ist, ohne die Plastik, die aus dem Trotz kommt. Nebenbei: könnte man pure Imagination nicht als Glaube ohne Trotz bezeichnen?

Yeats hatte seinerzeit Oscar Wilde gut gekannt in dessen frühen Londoner Jahren, noch vor denen der großen Erfolge, da Wildes Stücke zeitweise auf drei Londoner Bühnen zugleich gespielt wurden. Mir ist heute in Erinnerung, wie Yeats von Wilde behauptete, er sei im Grunde mehr ein Mann der Aktion, ein Politiker gewesen als ein Mann der Kontemplation, ein Dichter. Ohne die Behauptung auf ihre Richtigkeit hin weiter untersuchen zu wollen, war sie für den Geist des neunzehnten Jahrhunderts, den Geist des Individualismus, bezeichnend, als welcher immer wieder an Hamlet geriet, will sagen: auf die Fragen stieß, was ein betreffender Mensch letztlich sei: Täter oder Denker, oder was mehr sei: tun oder dichten. Ich denke zurück, wie ich Hermann von Keyserling, da er um die Jahrhundertwende in Wien oft zu mir kam, damit beunruhigte, daß ich ihm einmal ins Gesicht behauptete, er sei mehr ein Täter oder, wie ich mich damals ausdrückte, eine ethische Natur. So aber redeten wir jungen Leute damals. Bis zum ersten Weltkriege. Nachher hat solche Rede aufgehört. Heute, in der Epoche der Atombombe, nachdem der eiserne Vorhang in Europa heruntergelassen wurde, muß sie den Menschen nicht mehr ganz verständlich erscheinen, die Rede, noch einmal, ob einer mehr Täter als Denker oder Dichter sei und umgekehrt. Oscar Wilde war nun bestimmt weder ganz das eine noch ganz das andere, sondern etwas wie ein Verbindungsoffizier zwischen den beiden Lagern, er war der Schauspieler, der sich selber auf eine vielfach bezaubernde Art spielte.

Ich habe Oscar Wilde, ich habe auch den andern weltberühmten Iren B. Shaw nicht gekannt, nicht gesprochen, bin aber beiden begegnet, wovon ich einiges erzählen will. Nebenbei fand ich dieser Tage einen wundervollen Satz Jean Pauls zitiert: «Ich bin nicht der Mühe wert gegen das, was ich gemacht habe.» Das gilt wohl für den einen oder anderen der Dichter, deren Verkehr ich genossen habe, es gilt aber sicherlich weder für Oscar Wilde noch für Bernard Shaw.

Meine Begegnung mit Oscar Wilde konnte kaum flüchtiger sein: im Rodin-Pavillon der Jahrtausendausstellung in Paris. Es war im Juli oder Juni 1900, ein paar Monate vor seinem Tod. Er schritt von Bildwerk zu Bildwerk, in seiner Begleitung befand sich ein junger Mann, der etwas von einem Palefrenier an sich hatte und dem er den Ausdruck und die Schönheit der aufgestellten Werke zu erklären ver-

suchte, was ihm schwerlich ganz gelungen sein dürfte, da den jungen Mann jetzt mehr die einzelnen Beschauer, Herren und Damen, zu interessieren schienen als alles andere und er sozusagen fortgesetzt wegsah und weghörte. Sowie ich immer hinsah zu Oscar Wilde, der einen breiten roten Gürtel, einen zum Gürtel drapierten Shawl, über einem blauen Hemd trug, darüber einen leichten, sommerlichen Rock, offen, dunkel; er ging schwer wie auf zu weichen Füßen, die in zu engen Schnürstiefeln staken, er war dick, die Gesichtshaut grau und fettig, die Backen ein wenig herabhängend wie bei der Königin Viktoria; sooft er den Mund öffnete, einen vollen wüsten, sah man nur Schwarz und Gold durcheinander. Ueber den Augen, die einmal sehr geleuchtet haben müssen, großen, kugeligen, hingen, sooft er sie müde schloß, schwere Lider. Alles zusammen ein Körper im Verfall, Fleisch im Verfall (decay), das noch zuweilen von einem lauten, reichen Lachen geschüttelt werden konnte, wobei dann immer von neuem das Schwarz und Gold des Gebisses aufschien.

Mit Bernard Shaw hatte ich eine Zeitlang denselben Wechsel, indem ich die Bondstreet hinauf und die Regentstreet hinunterging, um die Mittagsstunde im Oktober 1912, er, immer ganz in Wolle gekleidet, alles vom Hut herunter mit Ausnahme der Schuhe gute englische Schafwolle, den umgekehrten Weg mir entgegen kam. Es waren die Tage, da ich die *Chimäre* konzipierte. Und dann aß er im selben Herbst jeden Sonntagabend mit der alten Ellen Terry zusammen bei Simpson am Strand, einem Restaurant, wo man noch wie im achtzehnten Jahrhundert zu Lebzeiten Dr. Johnsons bedient wurde. Dort beschloß auch ich meistens den Londoner Sonntag. Einmal aber, ein paar Jahre vorher, saß ich unter den Zuhörern, da er einen Vortrag hielt, wiederum ganz in Wolle gekleidet. Ich erinnere mich nicht worüber, und ob es überhaupt ein Thema gegeben hat, wir waren alles bürgerliche, bürgerlich gekleidete Menschen in einem bürgerlichen, nicht allzu großen Saal, wie meist bei solchen Gelegenheiten mehr Damen als Herren, unter diesen aber einige mit Zylinder. Ich weiß heute nichts mehr über das Thema des ganzen Vortrags zu sagen, es hatte nichts mit Kunst zu tun, nichts mit Theater, ich habe aber noch den einen Satz aus seinem Munde im Ohr: «An Ihrer Stelle würde ich sie (die Bürger nämlich, bourgeois, ladies and gentlemen, Leute Ihresgleichen) einfach niedermachen (kill)!» Ein höchst merkwürdiger Satz, ein komischer im Hinblick auf das Publikum, Damen und Herren, einige darunter, wie gesagt, mit dem Zylinder vor sich auf den Knien, ein Satz, zudem ohne die geringste Erregung gesprochen, auch ohne eine solche aufgenommen. Ich habe den Satz heute noch im Ohr, wiederhole ich, und aus was für einem Munde! Von außen gesehen, vom anderen im Gesicht détachiert, erschien

einem dieser Mund voll Mißgunst, gegründet auf mancherlei Versagung, voll von Versagtem, wenn man das so sagen darf, daß einer voll sei von dem, was er nicht hat, erschien als ein — kurz gesagt — neidischer Mund. Mr. Envy in einer mittelalterlichen Allegorie müßte aus einem solchen Mund das sagen, was er zu sagen hat. Doch änderte sich dieser Eindruck vom Moment an, da man die höchst imposante Wölbung des Schädels ins Auge faßte, die alles andere niederhielt, vor allem den Mund. Dem dann kaum mehr zufiel als Oeffnung zu bleiben, die Oeffnung unten, durch welche (wie mit einem Röhrchen) der mächtige Schädel oben aufgeblasen wird. Es gibt solche Spielzeuge, mit denen man die Kinder bei uns um die Kirchweih herum beschäftigt sah: an einem Röhrchen aus Holz ist ein rötlich faltiges Zeug, gummiartig, dünn wie Florpapier, angebracht, das dann von nassen Kinderlippen zu einem kleinen Ballon aufgeblasen wird. So schien mir damals der Mund dieses unvergleichlichen Meisters in der Führung des dramatischen Dialogs.

Harry Cust, für den sich seine vielen Freundinnen aus der großen Welt mit Einstimmigkeit alle eine sehr große Karriere ausgedacht hatten, aus welcher aber zuletzt neben einer enormen Position in eben dieser Welt nichts anderes werden sollte als eine halbe Seite in einer Anthologie lyrischer Gedichte — vielen galt er als eine Art arbiter elegantiarum, vielleicht weil er zur Redingote an heißen Tagen in London Leinwandhosen trug, sogenannte Ducks, in Wirklichkeit posierte er damit ein wenig auf den Künstler, auf Seele, *soul, soul in a body* — Harry Cust also wollte mich mit Bernard Shaw zum Frühstück einladen, ach! Cust hatte einen so ganz anderen Mund als Shaw, einen wie durch sehr heftige Liebkosungen zugleich vergewaltigten und provozierten, man kam im Anblick desselben selten bis hinauf zum Schädel, kaum bis zu den Augen, die es wohl verstanden haben müssen, sich umzusehen im Kreise derer, die ihn, den Helden und Dichter, zu verwöhnen bestimmt waren. Aus irgendwelchen Gründen aber kam es nicht zum Frühstück. Vielleicht hätte ich mich nicht allzu wohl befunden zwischen zwei so verschiedenen Mündern und Schädeln.

(Fortsetzung folgt)